

Michael Baumbach MSF

P. Michael Baumbach MSF, geboren 1965, trat 1985 in den Orden der Missionare von der Heiligen Familie ein. Im Jahr 1991 wurde er zum Priester geweiht. Neben Tätigkeiten in der Klinik- und Schulseelsorge leitete er unter anderem das Pastorseminar der PTH-Münster. Seit 2006 ist er in der Provinzleitung seines Ordens tätig, 2008 wurde er Provinzökonom, 2013 Generalökonom.



Michael Baumbach MSF

Bleiben

Als würde die Uhr absichtlich so laut wie noch nie ticken. Aber vermutlich fällt mir das Geräusch jetzt nur auf, weil es hier noch nie so still war. Ich sitze in der Küche eines fast leeren Klosters. Alle Mitbrüder sind heute umgezogen. Die Männer vom Umzugsunternehmen haben für heute ihre Arbeit getan. Sie kommen morgen wieder. Ich bleibe noch ein paar Tage an dem Ort, an dem vor 32 Jahren mein Noviziat begann. Es ist die zweite Schließung einer Niederlassung innerhalb von 4 Monaten, die sechste Schließung, die ich miterlebe. Ich trat in die deutsche Ordensprovinz ein, als sie noch 190 Mitbrüder stark

war. Heute leben noch 46 Mitbrüder. Das Durchschnittsalter beträgt 79,7 Jahre. Im Jahr 1984 hielt die Ordensprovinz noch zwei Gymnasien. Die meisten Mitbrüder waren in den Schulen und in der Pfarreseelsorge tätig, verteilt auf 8 Niederlassungen. Heute leben die meisten Mitbrüder in der Niederlassung mit einer Pflegestation im Ruhestand.

Niederlassungen zu schließen, sich auf bestimmte Standorte zu konzentrieren, ist mit Widerständen verbunden. Ängste, Unsicherheiten, Frustrationen und Enttäuschungen sind mit solchen Planungen verbunden. Meine Ordenspro-

vinz hat diese Herausforderungen und Veränderungen mit einer bemerkenswerten Konsequenz angenommen und umgesetzt. Mit 51 Jahren bin ich immer noch der jüngste in der Ordensprovinz, und ich bin immer wieder erstaunt darüber, wie meine alten Mitbrüder sich mehr oder weniger bereitwillig in eine neue Lebenssituation begeben haben.

„Wenn Du bei uns eintrittst, dann wirst Du auf der ganzen Welt zuhause sein“. Mein Heimatpfarrer und späterer Mitbruder sagte mir das, als ich 17 Jahre alt war. Er war Missionar in Brasilien und kam im Jahr 1960 als Pfarrer in mein sauerländisches Heimatdorf. Diese Aussicht war motivierend. Ich hätte nicht gedacht, dass mich der Satz meines Mitbruders immer noch begleitet. Bis heute mache ich die Erfahrung, in ganz unterschiedlichen Ländern willkommen zu sein. Ich bin aber auch willkommen in den „Welten“ der Mitbrüder und ihren Geschichten.

Ich gehöre zu dem Ordenspriestertyp, der seine Berufungsgeschichte nicht gut erzählen kann, weil es da nichts Besonderes zu erzählen gibt. Kein Berufungsereignis, keine aus der Reflexion entwickelte Entscheidung, keine Bekehrung. In einen Orden einzutreten und zu versuchen, Priester zu werden, war für mich die natürliche Konsequenz meines bisherigen Lebens als jüngstes von 4 Kindern in einer katholischen Arbeiterfamilie in einem kleinen Dorf. Mein Engagement in der Pfarrei war nicht größer als das der anderen Messdiener und aktiven Jugendlichen. Bis heute kann ich nicht sagen, warum ich Ordenspriester werden wollte, ich kann aber sagen, warum ich es blieb: Mangels Alternativen? Mangels Gelegenheiten, etwas Anderes zu versuchen? Viel-

leicht auch! Aber ich würde eher sagen, weil ich eingebunden bin in vielfältige Beziehungen zu Mitbrüdern, und diese Beziehungen binden mich – in einem positiven Sinn – verbinden mich mit Menschen, denen etwas wichtig ist und war.

Für mich haben sich aus diesen personalen Verbindlichkeiten drei Fragmente herauskristallisiert:

Verpflichtung – Nähe und Distanz – Perspektiven

Verpflichtung

Seit 13 Jahren bin ich Assistent in der Provinzleitung. Die meisten Entscheidungen, an denen ich beteiligt war, hatten damit zu tun, Niederlassungen zu schließen, Mitbrüder aus Tätigkeiten in den Ruhestand zu begleiten und den Ruhestand und die Pflege der Mitbrüder zu organisieren und zu sichern. Das habe ich nie als Akt der Treue empfunden, der besonders gewürdigt werden müsste. Es war ganz selbstverständlich, weil ich doch die Mitbrüder kannte, mit ihnen verbunden war und sie nicht einfach im Stich lassen konnte. Viele Kinder müssen sich um die Pflege der Eltern kümmern. Es gibt natürlich einen gravierenden Unterschied: Meine Mitbrüder sind nicht meine Eltern. Ich kann nicht auf familiäre Beziehungen bauen. Gewachsen ist aber eine Haltung der Verpflichtung vor dem Hintergrund vielfältiger Beziehungen zu den Mitbrüdern, unter der Voraussetzung, sich nicht ausgesucht zu haben.

Bislang ist das Verhältnis von meinen eigenen Unzulänglichkeiten und der Vergebungsbereitschaft der Mitbrüder ausgeglichen, wie auch von erlittenen

Verletzungen und meiner Frustrationstoleranz. Aber dafür gibt es kein Konto, dessen Stand man abrufen könnte. Ich habe gelernt, dass man Vertrauen gegenseitig nicht „verdienen“ kann. Vertrauen muss man sich schenken und daraus entsteht eine Verpflichtung, die sich leicht anfühlt, weil sie mit Beziehung zu tun hat, mit dem Wagnis sich zu binden. Vielleicht ist diese Haltung auch so etwas wie „Treue ohne Druck“. Ich glaube, dass diese Haltung nicht gegenüber einer bloßen Lebensweise oder abstrakten Institutionen wie Kirche oder Orden zu leben ist, sondern nur gegenüber konkreten Menschen.

Nähe und Distanz

Meine Mitbrüder sind im Alter meiner Eltern. Es fehlt eine Generation, in der ich „Brüder“ finden könnte. Die meisten meiner Mitbrüder kennen sich schon seit ihrer Schulzeit in unseren ehemaligen Missionsschulen. Sie haben oft eine langjährige gemeinsame Geschichte. Je älter sie werden, um so mehr sind sie mit der Vergangenheit beschäftigt. Episoden und Geschichten wiederholen sich oft und die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Vergangenheit.

Ich vermute, es ist ein wichtiger Prozess, wenn sich alte Mitbrüder mit ihren Verletzungen im Orden beschäftigen und oft immer wieder in Gesprächen zu bestimmten Punkten ihrer Biographie zurückkehren. Daran teilzuhaben, ist für mich oft ein Geschenk. Aber in einer Vergangenheit zu leben, die nicht meine ist, führt an Grenzen. In den ersten Jahren meines Ordenslebens hatte ich immer auf die Möglichkeit gehofft, auch ohne gemeinsame Vergangenheit eine gemeinsame Zukunft zu haben. Es ist eine „spezielle Zukunft“ geworden,

die mich zwang, auch immer nach richtigen Wegen für mein Ordensleben zu suchen. Ich übernahm Aufgaben als Klinikseelsorger, Schulseelsorger und der Leitung des Pastoralseminars an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster. Es wäre mir nicht möglich gewesen, im Orden zu bleiben, ohne eine Form der Distanz zu finden, um meinem Lebensalter in etwa gemäß leben zu können.

Das hatte allerdings einen Preis: Ich wollte nie allein irgendwo z. B. als Pfarrer arbeiten und leben. Gemeinschaft war mir wichtig und auch eine Aufgabe in der Seelsorge neben den pfarrgemeindlichen Strukturen. Rückblickend muss ich feststellen, dass ich mich als jüngster in Mitten von älteren Mitbrüdern oft auch allein fühle, aber nie als ein Entfremdeter.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Perspektiven

In einer Ordensprovinz zu leben, die seit Jahrzehnten keinen Nachwuchs hat, bedeutet auch, immer wieder unerschwinglich in den Verdacht zu geraten, selbst schuld an der Situation zu sein. Würde zu wenig gebetet? Waren Leben und Arbeiten nicht authentisch? Waren wir einfach zu faul oder zu „eingerichtet“ im bequemen Leben?

Unsere Ordensprovinz hat sich frühzeitig entschlossen, auf die Herausforderungen unserer Situation zu reagieren

und die „Ars moriendi“ mit Leben zu füllen. (Johann Baptist Metz, Zeit der Orden? Kevelaer 2014) Würde man Metz folgen wollen, wäre die „Kunst zu Sterben“ eine wichtige Aufgabe für Orden – sogar eine politische Aufgabe in einer Gesellschaft, die dringend neue menschenwürdige Wege sucht, mit den Herausforderungen einer Überalterung umzugehen. Gleichzeitig stehen viele Menschen vor der Frage, wie sie ihr Alter allein oder in familiären Bezügen gestalten sollen. Wir haben versucht, gemeinsam frühzeitig Antworten zu finden, die hoffentlich auf dem Hintergrund des Glaubens entstanden. Mag sein, dass selbst im Sterben einer Ordensprovinz Zeugnis für das Leben gegeben werden kann. Das wird aber nur gelingen, wenn man sich davon verabschiedet zu glauben, man könne Gott in die Welt bringen, als sei sie eine „gottfreie“ Zone gewesen. Vielmehr wird man davon überzeugt sein müssen, dass man als Missionar die unglaubliche Chance hat, davon Zeugnis zu geben, dass Gott schon überall ist. Diese „Mission“ kann gewagt werden, ganz gleich was man ist, ob tätig oder kontemplativ, ob alt oder jung.

Als Generalökonom bin ich in den letzten Jahren beteiligt an der Umwandlung von Provinzen in Delegationen. Diese Prozesse dienen der Entlastung der Mit-

brüder in überalterten Provinzen, die kaum noch die Leitungämter besetzen können. Damit ist aber auch verbunden, dass die Generalleitung auf unbekanntem Terrain tätig werden muss: Sprachbarrieren müssen überwunden werden. Man muss sich in unbekannte rechtliche Rahmenbedingungen einarbeiten. Bisweilen gibt es einfach Grenzen, die nicht überwunden werden können. In den nächsten sechs Jahren wird auch meine Ordensprovinz zu einer Delegation werden müssen. Dennoch wird jemand den Ruhestand und die Pflege der letzten Mitbrüder organisieren müssen. Während meine Mitbrüder wissen konnten, wo sie im Alter gepflegt werden, und wer im Alter hilft, die Dinge zu regeln, gibt es für mich so eine gesicherte Perspektive nicht.

Vielleicht braucht es kreative Lösungen, ähnlich wie in Holland, wo sich sterbende Gemeinschaften zusammenschließen, um das Alter zu organisieren. Es braucht dringend eine stärkere Zusammenarbeit aller Dachorgane der Ordensgemeinschaften in Deutschland, um gerade alternde Gemeinschaften zu begleiten, zu stärken und zu entlasten.

Neue Wege zu finden für alte Gemeinschaften wird eine Herausforderung sein, um „Bleiben“ würdig zu gestalten. Denn dieses „Bleiben“ ist nichts statisches, sondern ein tägliches Abenteuer.